Die Diamanten der Großmutter.

(Fortsetzung.)

Herr d'Avelon zuckte die Achseln.

„Mein lieber Gaston, was wollen Sie?" erwiderte er, „Sie müssen einräumen, daß es bisher so ziemlich immer deutsche Siege waren. Sie kennen meine Ansichten darüber, ich halte nicht damit hinter dem Berge, auch bei diesen deutschen Herren nicht; sie werden siegen, die Deutschen, und wir, die Franzosen, werden erliegen trotz aller schönen Reden in den Journalen. Sie kennen die Geschichte nicht, diese Schönredner. Die Franzosen haben einmal große Dinge vollbracht; sie haben einmal einen Italiener in Sold — freilich sehr schweren Sold — genommen, ein Feldherrngenie, wie nie ein größeres war, und das hat ihnen zum Vergnügen die durch und durch morsche, faule, erbärmliche Welt ihrer Nachbarn über den Haufen gestoßen. Seitdem ist das Dogma entstanden, der Franzose sei der erste Soldat der Welt! Und ich, ich sage Ihnen, die Franzosen sind gar keine kriegerische Nation — sie waren es nie und sind es heute nicht. Die Geschichte Frankreichs ist eine Geschichte großer verlorener Schlachten. Von Poitiers und Crecy bis auf Pavia, bis auf Ramillies und Malplaquet, bis auf Minden und Roßbach, bis auf Vittoria und Waterloo, bis auf Wörth und Sedan — welche Niederlagen! Kommen, wenn Sie den ersten Napoleon aus dem Spiele lassen, ihre Siege an weltgeschichtlicher Bedeutung dagegen auf?.... Wahrhaftig nicht!"

„Ah — welche paradoxe Behauptung!" sagte mit einem spöttischen Lächeln Gaston. „Sie behaupten auch, die Deutschen hätten ursprünglich alle Erfindungen gemacht.... der Sieg, ist das ebenfalls eine deutsche Erfindung?"

„Ich behaupte nur," erwiderte d'Avelon achselzuckend, „daß die Nation keine kriegerische sei und in diesem Punkte der deutschen nicht gewachsen...."

„Wenn ich meine Ansicht darüber aussprechen darf," fiel hier Max ein, „so dürfen Sie sich dawider nicht auflehnen, wenn Sie die Franzosen eine chevalereske Nation nennen — und diese Eigenschaft werden Sie gewiß in Anspruch nehmen!"

„Heißt chevaleresk denn nicht tapfer?" rief hier Fräulein Valentine aus.

„Chevaleresk, mein Fräulein, heißt ritterlich. Diese Ritterlichkeit, dies Ritterthum ist am gründlichsten und ausschließlichsten in Frankreich durchgeführt, der Feudalismus hat nirgends unumschränkter geherrscht. Eine der liebenswürdigsten und segensreichsten Seiten dieses Feudalismus aber war es, daß er jeden Roturier (Unadeligen), jeden Vilain auf den Kopf schlug, der es wagte, die Waffe zu führen. Dadurch ist das Volk unkriegerisch geworden...."

„Und war das in Deutschland anders?" fragte jetzt Gaston, zum ersten Male das Wort direct an Max richtend.

„Leider nicht so viel wie ich gewünscht hätte. Auch bei uns erdrückte der Feudalismus die Wehrhaftigkeit des Volkes. Einen Rest von der feudalen Ansicht, daß daß Volk kein Waffenrecht habe, den Boden des Vaterlandes nicht Jedermann vertheidigen dürfe, finde Sie noch in unserer mir gehässigen Sitte, jeden Franctireur, den wir fangen, zu erschießen.... Aber es war nicht so schlimm in unserem Lande wie in Frankreich, unser Volk hielt seine Rechte, seine Sitten, seine Wehrhaftigkeit zäher fest, es konnten in Deutschland große Bauernkriege entstehen, unser Bürgerthum entwickelte sich trotziger, ungezähmter, selbstbewußter — unser Adel selbst wurde nicht durch einen Richelieu und Ludwig den Vierzehnten überall zum zahmen Hofgesinde dressirt — kurz...."

„Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" unterbrach ihn Hartwig auf Deutsch.

„Gaston de Ribeaupierre zuckte zu dem Allen nur in einer nicht sehr höflichen Weise die Achseln. Herr d'Avelon nickte aber mit dem Kopfe dabei und erwiderte:

„Darin mag allerlei Wahres liegen; Sie müssen aber Frankreich den Ruhm lassen, daß es diesen mörderischen Feudalismus zuerst gebrochen und damit gründlich aufgeräumt hat; er ist hier mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Sie in Deutschland haben noch einen ganzen Wust dieses mittelalterlichen Unsinns auf sich lasten, Majorate, Fideicommisse, Lehne rc. all diese heillosen Einrichtungen, die Gott verdammen möge, unter denen ganze Geschlechter zu Grunde gehen und die Einzelnen verderben...."

Herr d'Avelon sprach das mit einer Bitterkeit, einer plötzlichen Erregtheit, die Max betroffen zu ihm aufschauen machte.

Was hette der Mann? Weshalb starrte er jetzt mit diesem seltsamen Ausdrucke, mit einer Miene wie starren Schreckens die Karte an, die Max Gaston übergeben, die dieser auf den Tisch gelegt und die d'Avelon, während er die letzten Worte sprach, wie zerstreut an sich genommen, so daß erst jetzt sein Blick darauf fiel? Was lag Schreckliches für ihn in dem harmlosen Namen Max von Daveland! Denn etwas Schreckliches mußte es sein. Seine Hand zitterte, als sie die Karte fallen ließ, ein fahles Bleich fuhr über seine Züge.... Max allein sah es, da die Augen der Uebrigen, seine Antwort erwartend, sämmtlich auf ihn, auf Max gerichtet waren — sie richteten ihre Aufmerksamkeit erst auf den Hausherrn, als dieser sich rasch erhob und — Max sah, wie sein Schritt wankte — durch die nahe Glasthür, die aus dem Hause auf die Terrasse führte, verschwand.

Valentine nahm, da in seinem Fortgehen, vielleicht um etwas herbeizuholen, nichts Auffallendes lag, ruhig die Unterhaltung wieder auf; sie führte sie in dem Tone einer gewissen spötischen Ueberlegenheit, wie sie ihn schon früher angeschlagen, weiter.... es schien überhaupt eine gewisse Dosis von Uebermuth in Valentine zu stecken, wenigstens das Selbstbewußtsein, das sich ungezwungen, natürlich gehen läßt. Sie schien eine andere Erziehung gehabt zu haben als die zu frommer Blumenhaftigkeit angeleiteten französischen jungen Mädchen der höheren Stände, die schweigsamen Musterbilder der klösterlichen Pensionaterziehung.

Ihre großen fragenden Augen blickten völlig unbefangen Daveland an. Wenn sie ihr reiches gekräuseltes und dichtgewellt in den Nacken hängendes Haar mit der Hand zurückwarf, so geschah dies mit einer natürlichen Anmuth, in einer Weise, die verrieth, daß sie durchaus nicht daran dachte, beobachtet zu sein; und jetzt es graziöser anstellte, als wenn sie allein gewesen. Max Daveland fand sie entzückend; je länger er sie ansah, desto tiefer fühlte er den verhängnißvollen „Strahl" dringen — aber auch, daß er ihrem leichten Spott gegenüber bis jetzt nicht die wünschenswerthe „strategische Position" gewonnen. Mit desto größerem Eifer führte er das Gespräch fort, mit dem demüthigenden Bewußtsein, daß er ein wenig Pedant dabei scheinen werde — es war so schwer, solch einer Französin gegenüber mit der Gabe leichter Conversation zu glänzen, die wahrscheinlich allein Geltung bei ihr hatte.

Im Innern des Hauses hatte unterdeß Miß Ellen, im Begriff, zur Terrasse zurückzukehren, den Salon betreten. Zu ihrer Ueberraschung sah sie d'Avelon im Hintergrunde in einem Fauteuil zusammengesunken und starr den Boden vor sich anblickend. Mit raschen Schritten war sie neben ihm, und vertraulich ihre Hand auf seine Stirn legend, rief sie leise:

„Um Gotteswillen, mein Freund, was ist Ihnen? Sie sehen bleich aus wie der Tod! Sie sind unwohl geworden?"

„Nein, nein, nein," versetzte d'Avelon, ihre Hand abschüttelnd und wie nach Athem ringend. „Lassen Sie mich, Ellen! Gehen Sie, gehen Sie — aber in der That, ich bin unwohl — es wird vorübergehen — gewiß, sogleich — nur — senden Sie mir um Gotteswillen diese Deutschen fort — unter einem guten Grunde — lassen Sie sie abziehen — sogleich, sogleich — nein, nein, hören Sie, nicht das, nicht das...."

Ellen stand verwundert, erschrocken vor ihm und hörte diese widersprechenden Befehle an.

„Gehen Sie," fuhr er wie sich mit Gewalt fassend fort, „und bringen Sie heraus, auswelcher Gegend Deutschlands sie sind — behutsam — discret, und dann, dann sagen Sie es mir — sagen es mir sogleich, aber behutsam, ohne daß Ihr Kommen und Gehen auffällt.... wollen Sie?"

„Ich gehe, aber weßhalb sagen Sie mir nicht, was Ihnen ist — ob Sie krank sind?"....

„Ich bin nicht krank — beruhigen Sie sich — ich fühle ein wenig Schwindel — es ist vorüber, ganz vorüber; bemühen Sie sich nicht, ängstigen Sie sich nicht, ich werde selber gehen — kommen Sie.... schweigen Sie...."

Er sprang auf, fuhr mit der Hand über die Stirn, machte eine Bewegung, als ob er etwas abschütteln wolle, und schritt dann, nur hastiger als gewöhnlich, zum Salon hinaus, auf die Terrasse.

Miß Ellen sah ihm mit der Miene der äußersten Ueberraschung nach und folgte ihm dann.

Als Herr d'Avelon seinen Platz an dem runden Tische wieder einnahm, war hier eben eine Pause in dem Gespräch eingetreten. Max sah sehr zerstreut und wie in Gedanken verloren auf die ruhig an ihrer Stickerei arbeitenden Hände Valentinens; Hartig musterte sein Gegenüber, den Herrn Gaston de Ribeaupierre, der sein hübsches und nur ein wenig verlebtes Gesicht von ihm abgewandt hielt und blasirte Blicke über den unter ihnen liegenden Garten schweifen ließ — er gestand sich, daß er von diesem Herrn Gaston keinen sehr günstigen Eindruck erhalte; der kaum dreißig Jahre zählende junge Mann hatte etwas Weltmüdes und dabei Grämliches, vielleicht Tückisches in den kleinen Fältchen um die Nasenwurzel herum, das keineswegs für ihn einnahm. Der Hausherr warf, als er sich gesetzt, verstohlen einen prüfenden Blick auf die Anwesenden: weder sein Fortgehen, noch sein Aussehen schien aufgefallen zu sein; wie beruhigt legte er sich in seinen Sessel zurück und es klang ganz unbefangen, als er nach einer kleinen Pause, den Kopf halb abwendend, so daß er den beobachtenden Augen Ellen's, die neben ihm Platz genommen, entging, fragte:

„Die Herren haben uns noch nicht gesagt, aus welchem Theile Deutschlands sie sind.... Sie tragen preußische Uniform.... aber Preußen ist heute so groß...."

„Ich bin aus Königsberg — weit hinten aus dem echten Preußenlande," fiel Max rasch ein — „mein Herr Camerad hier ist sogar der russischen Grenze ziemlich nahe geboren, in Tilsit.... wir nehmen Beide dort bürgerliche Stellen ein, mein Camerad ist Schulmann und ich bin der Verwalter eines Amtes in der Administration der Provinz."

Hartig blickte Max bei dieser Erklärung höchst überrascht an, aber ein bedeutungsvoller, sogar ein wenig drohender Blick, den er von seinem Gefährten erhielt, schloß ihm den Mund.... er begann sehr eifrig an der Spitze seiner Cigarre zu wickeln.

„Aber Sie heißen Daveland; ich denke, ich habe Rheinländer gekannt, die diesen Namen trugen?" fragte d'Avelon still aufathmend weiter.

„Wohl möglich," versetzte Max; „ich habe gehört, daß es in der Wesergegend eine Familie des Namens geben soll, mit der die meinige jedoch in keiner Beziehung steht. In alten Zeiten mögen sie zusammengehangen haben.... Sie wissen, von jenen westlichen Gegenden Deutschlands aus ist unser ferner Osten in den Zeiten des deutschen Ritterordens bevölkert worden...."

Max Daveland hatte diese Antwort mit derselben Unbefangenheit gegeben, womit Herr d'Avelon anscheinend seine Fragen gestellt. Miß Ellen allein bemerkte an den Zügen des Hausherrn, daß die Worte des fremden Offiziers eigenthümlich aufhellend und wie den Druck einer höchst peinlichen Spannung lösend auf ihn gewirkt hatten. Seine Stimme nahm einen hellen, wie freudigen Ton an. Er forderte seine Gäste auf, ihm, bis Diner servirt sei, auf einem Rundgange durch seine Besitzung zu folgen. Seine Besitzung sei sein Stolz, sagte er, er habe sie selber erworben, ja halb selber geschaffen, und seine Gäste entgingen nun einmal dem Schicksal, sie bewundern zu müssen, nicht.—Die Treppe zum Garten schritt er dann mit ihnen so fest und selbstsicher und unbefangen sprechend hinab, daß Miß Ellen ihm höchst erstaunt nachblickte.

Auch Herr Gaston von Ribeaupierre blickte ihnen nach, allen Dreien mit einem keineswegs wohlwollenden Blick.

„Welche Idee," flüsterte er dabei sehr ingrimmig, „uns diese widerwärtigen Deutschen auf den Hals zu ziehen!"

„Es ist weniger eine Idee, als ein Ungeschick, was sie uns hergezogen hat, Herr von Ribeaupierre," antworte Valentine ein wenig spitz.

„Wissen Sie das so sicher, daß es ein Ungschick war, Fräulein Valentine?"

„Ich denke, Sie werden sich gehütet haben, geflissentlich und wie ein Gamin Einen dieser Deutschen zu beleidigen, die jetzt die Herren hier im Lande sind."

„Sie sind sehr bereitwillig, diese Herrschaft anzuerkennen, Valentine," versetzte Gaston geärgert.

„Was kann man an Thatsachen ändern — selbst Ihr tapferes Korps Neufchateauscher Franctireurs ist nicht dazu im Stande, Monsieur Gaston!" lautete die spitz gegebene Antwort.

„Wir werden dies abwarten, bis das Korps organisirt ist und sich mit denen von Langres verbunden hat.... aber freilich, Ihr Vater ist der Ansicht, daß die Franzosen nur zu Niederlagen prädestinirt sind".... Gaston lachte bitter auf. „Wir sind zu chevaleresk, um tapfer zu sein!" setzte er hinzu.

„Das ist freilich ein Vorwurf, dessen Lächerlichkeit schon durch Ihr Benehmen gegen unsere Gäste bewiesen wird."

„Ich finde eben, daß Ihr Benehmen gegen Ihre Gäste meinen Beitrag von Höflichkeit völlig überflüssig macht.... Sie leisten das Menschenmögliche darin!"

„Mein Gott, Eure ewigen kleinen Gezänke!" fiel hier Miß Ellen ein, „Du hörst doch, Valentine, aus Herrn von Ribeaupierre redet nur ein Anfall von Eifersucht!"

Valentine zuckte die Schultern und schwieg. Gaston von Ribeaupierre fand es ebenfalls nicht der Mühe werth, zu antworten. Er stand auf und schlenderte eine Weile die Terrasse auf und ab. Dann verschwand er im Innern des Hauses.

Die beiden Damen hatten unterdeß schweigend ihre Arbeit befördert. Als Gaston nicht mehr in ihrer Nähe war, sagte Miß Ellen mit einem forschenden Blick auf Valentine:

„Dein Vater wird sich einmal wieder im Deutschreden üben können, jetzt wo er mit den Herren allein ist! Er muß doch recht lange in Deutschland gewesen sein, um es so gut und so gern zu sprechen?"

„Ein paar Jahre, denk' ich," versetzte Valentine zerstreut. „Seine Vormünder haben ihn hingeschickt, um auf einer landwirthschaftlichen Schule dort den Ackerbau zu studiren.

„In Deutschland? Seltsam — so viel ich weiß, ist man darin in Belgien viel weiter — auch in England...."

„Möglich — aber die Wissenschaft der Sache wird vielleicht in Deutschland besser gelehrt."

Miß Ellen schwieg eine Weile nachdenklich. Dann hub sie wieder an:

„Und er hat nie irgend etwas verrathen über ein merkwürdiges Erlebniß, eine bedeutungsvolle Erinnerung, welche sich für ihn an Deutschland knüpft?"

Valentine sah fragend zu Miß Ellen auf. „Wie kommst Du darauf Ellen?"

„Ich meine nur. Ich glaube, diese deutschen Offiziere haben in ihm etwas wachgerufen, ihn an etwas erinnert, was nicht sehr erfreulicher Natur sein muß — seine Erkundigung nach der Herkunft dieses Herrn von Daveland war nicht so unbefangen, wie sie scheinen sollte, aber die Antwort offenbar beruhigend für ihn. Ich würde mich nicht wundern, wenn es zu Tage käme, er hätte in Deutschland ein Fräulein von Daveland geliebt, eine Frau des Namens entführt oder einen Herrn Daveland im Duell erschossen...."

„Ach—wie Deine Phantasie arbeitet!" lächelte Valentine. „Frag' ihn doch, er hat vor Dir keine Geheimnisse!" setzte sie mit einem leisen Aufzucken der Lippen, das entweder schmerzlich oder neckend war, hinzu.

„Er hat Eins!" erwiderte Miß Ellen, gedankenvoll sich über ihre Arbeit beugend.

Ein Diener kam aus dem Salon und brachte eine Botschaft von Herrn Gaston von Ribeaupierre. Herr Gaston lasse sich bei den Damen entschuldigen, er habe sich eines dringenden Geschäfts, daß ihn daheim erwarte, erinnert und sei deshalb nach Hause geritten.

„Ah, desto besser!" sagte, als der Diener gegangen war, Valentine, wie erleichtert aufathmend. „Er war sehr unliebenswürdig heute!"

Miß Ellen warf ihr einen halb verwunderten, halb strafenden Blick zu.

„Du mußt gestehen, daß Du ihn schlecht behandelt hast!" sagte sie.

„Was schadet es — er kommt ja doch zurück!" antwortete Valentine mit einem Seufzer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diplomat.

Eine Haupt- und Staatsaktion in acht Kapiteln von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)

IV.

Agitations- und Annexationspolitik.

Soll ich oder soll ich nicht? frug sich Herr von Meusel, als die Stunde schlug, wo er sonst — weniger wegen des Frühschoppens, als zum kritischen Gang mit den Rumpolzkirchener Politikern — nach dem Posaunenengel zu wandern pflegte. Viele Gründe sprachen dafür, daß er zu Hause bleibe. Erstens der Undank, den er gestern für seine Uneigennützigkeit geerntet. Mögen sie zusehen, was sie herausbekommen, wenn ihnen der Vermittler zwischen dem Schloß und der Stadt fehlt, sehen, in was für alberne Conjekturen und Hypothesen sie sich verlieren, wenn ich alter, gewiegter Praktikus ihnen den rothen Faden nicht finden helfe! Und dann: Excellenz könnte mich rufen lassen. Zwar hat er sich bis zum Diner, zu dem Vormund und Mündel allein geladen sind, von mir verabschiedet und ist — wie ich höre — tief in der Arbeit. Aber man kann nicht wissen — vielleicht braucht er mich bei der Arbeit, er, der gewohnt ist, ein Dutzend Geheimräthe zur Hand zu haben. Zur Noth thut's auch ein Oekonomierath! — Andererseits läßt es sich nicht leugnen, daß es patriotisch ist, wenn ich mich in solch wichtigen Tagen mit meinen Landsleuten versöhne und verständige. Wir weiß, was im Werke ist!.... Ich will ihnen keinen Groll nachtragen, denn der Triumph, der Nächste an seinem Ohr und Mund zu sein, hab' ich ja doch. Ein Triumph im Stillen aber ist nur ein halber. Nein, nein, nun grade geh' ich heute in die Kneipe. Sie sollen hören, staunen, mich beneiden!

Nachdem er der Dienerschaft auf's strengste eingeschärft, ihn, sowie der Minister auch nur klingeln würde, aus dem Posaunenengel zu holen, begab er sich in's Städtchen hinab.... War es schon im Schloßhofe durch die Kleinbürger und Landleute, die zu „Seinen" Fenstern emporzustarren nicht müde wurden, lebendiger als gewöhnlich, so hatte Rumpolzkirchen vollends ein feiertägliches, festliches Aussehen. Das Kriegsgeschrei der Jugend in den Gassen verkündigte den freien Tag; die Kaufladen waren wohl geöffnet, aber der Dialog zwischen Kunden und Verkäufern zeugte für eine gewisse Erregung der Geister; wo Zwei plaudernd auf der Straße standen, fand sich alsbald der Dritte, Vierte, Fünfte hinzu, was auf ein gemeinsames Tagesthema schließen ließ; Herren im Frack waren nicht selten; und als nun gar die Majorin Bommsdorf in ihrem ponceaurothen, schweren Seidenkleide, zwei Schritte hinter sich ihr Haus-Küchen-Kammermädchen, die Straße herab stolzirte, ja, da mußte auch dem unerfahrensten Säugling Rumpolzkirchens eine Ahnung dämmern, daß heute „was los" sei! Der Posaunenengel hatte solchen Zuspruch nicht seit dem letzten Wahlkampf gehabt, und viel Rauch hatte die Honoratiorenstube seit Ereignissen geschwärzt, welche gleich den heutigen jeden Stuhl besetzten.

Als der Oekonomierath in der Thür erschien, trat tiefe Stille ein. Sie war für ihn ein feuriger Triumphmarsch, und es lag auch in seinem Schritt zum gewohnten Platz, der ihm eiligst geräumt wurde, wie in seiner Miene die innigste Hochachtung vor der eigenen Persönlichkeit.

„Habe die Ehre, allerseits guten Morgen zu wünschen — den Meisten von Ihnen hab' ich ihn freilich schon bei Seiner Excellenz geboten!

Verbindliches Murmeln nicht nur der „Meisten," sondern Aller.

„Darf man fragen, wie Excellenz mit —" der Redner räusperte sich — „mit seiner Aufnahme zufrieden?"

Außerordentlich! Excellenz sagten mir so viel Schmeichelhaftes über den gestrigen Empfang von uns im Schloß und die heutigen Ovationen von Seite der Stadt. — Uebrigens bin ich sogar beauftragt, Ihnen nochmals seinen Dank auszudrücken."

„Darf ich fragen," nahm der Lehrer mit einem loblüsternen und doch verlegenen Lächeln das Wort, „darf ich fragen, wie unser Morgenständchen gefallen hat?"

„O, recht gut, ich kann wohl sagen, sehr gut."

„Haben Excellenz nicht übel vermerkt, daß der erste Tenor 'mal um einen halben Ton zu tief gesungen?"

„Hm, große Männer nehmen dergleichen nicht so genau."

„Aber unsere Redner!" fiel ein Anderer ein. „Wie?! die soll er in seiner Residenz suchen!.... Alle Achtung, Herr Bürgermeister!"

„Bitte das Compliment an meinen geehrten Vorredner, den Herrn Bezirksvorsteher zu richten!"

Major Bommsdorf rückte unruhig auf seinem Stuhl. Auch er war Einer vom Festcomite und zum Reden bestimmt gewesen, hatte jedoch im letzten Augenblick aus noch unaufgeklärten Gründen das Wort nicht ergriffen.

„Bomben-Element!" rief er, „machen wir uns gegenseitig keine Complimente! Der Empfang war so weit ganz schön, aber nun sagt mir endlich: Was macht Er denn hier?"

Obwohl diese Frage an keinen Bestimmten gerichtet war, wandte sich doch der Blick Aller auf Meusel.

Der, mit schwellender Brust, that einen bedächtigen Trunk gewässerten Weins, strich seine Tolle zurecht und gab dann, mit listigem Blick und ironischen Lippen, die Frage zurück: „Ja, was macht er denn?"

Allgemeine Enttäuschung, von Einigen ungeduldiges Murmeln.

„Nun?" sagte der Bezirksvorsteher zum Assessor, der auch den Kopf wiegte, „warum soll der Oekonomierath mehr, als wir Anderen wissen? Glauben Sie, ein Mann wie Hohenthal wird dem ersten Besten sofort aus der Schule plaudern?"

Meusel räusperte sich unwillig. „Dem Ersten, dem Besten freilich nicht!" rief er über den Tisch hinüber. „Doch so hoch ich das diplomatische Talent Seiner Excellenz stelle, Menschen sind wir Alle, und der Vorsichtigste bietet in seinem Thun und Lassen, Reden und Schweigen immerhin ein Häkchen, an das ein systematischer Kopf seine Schlüsse knüpfen kann. Zwischen den Zeilen lesen können—das ist's! Ich habe zwischen den Zeilen gelesen."

Der Major schlug auf den Tisch. Wenige nur erlaubten sich ein zweifelndes Lächeln, Alle waren neugierig.

„Meine Herren!" fuhr Meusel mit erhobenen Rechten fort, „soviel steht fest: Große Dinge bereiten sich vor! Rumpolzkirchen wird bald vielleicht—wenn die Ereignisse sich nicht überstürzen — mehr, als eine politische Großmacht in seinen Mauern beherbergen. Es schlummert schon nicht mehr, es regt sich im Hintergrunde."

„Na, zum Donnerwetter, knöpfen Sie sich auf! Die Majorin hatte heute früh auch ihre eigenthümlichen Gedanken!"

„Jeder Denkende, jeder politisch Gebildete hat sie. Warum — fragt sich alle Welt — warum geht er gerade nach Rumpolzkirchen? warum nicht anderswohin? — Meine Herren! Sie können nicht verlangen, daß ich Ihnen meine Ansicht darüber schon am ersten Tage und hier am Biertisch entwickle, aber wenn die Ereignisse eintreffen, erinnern Sie sich meiner Worte!"

Ob Meusel's Rede den Erwartungen der Zuhörerschaft so ganz entsprochen, ließ sich augenblicklich nicht feststellen, denn kaum hatte er geschlossen, kam athemlos die Kellnerin, ein halbes Dutzend schäumende Biergläser in jeder Hand und meldete daß draußen „Alois" nach dem Herrn Oekonomierath frage.

Jemand aus dem Schloß!

„Hier, fünf Kreuzer vier Pfennige!" rief Meusel, emporspringend und seine Zeche, die er fürsichtig unter'm Schoppenglase schon zurecht gelegt, der Kellnerin hinschiebend. „Meinen Hut! meinen Stock! Alois! wo zum Henker bleibt denn der Kerl? Alois!"

Der Gerufene erschien, wenn auch nicht mit dem Schwung eines beflügelten Götterboten: „Herr Rath!" sagte er mit einem breiten breiten Grinsen, „die Excellenz hat gekklingelt!"

* * *

Majorin Bommsdorf hatte Nachmittags ein halbes Dutzend Damen zum Kaffee, ihr Gemahl ebensoviel Herren zum Whist entboten. Bei ähnlichen Gelegenheiten pflegten die zwei Partien erst kurz vor dem Aufbruch sich zu vereinigen, heute dagegen war die Sonne noch nicht unter, als man sich auf das neutrale Gebiet, in den Salon begab, der die beiden Lager trennte.

Durch die offene Glasthür zum Vorgärtchen und durch das Fensterpaar hatte man die Aussicht auf den Fluß und auf die Straße, welche über die Kettenbrücke und den Schloßberg hinan führte. Weiter rechts, von Mauern eingehegt, mit einem stattlichen Thurm gekrönt, ragte der uralte Sitz derer von Zinneburg.

Dem glanzvollen Morgen war ein milder Tag gefolgt. Der goldbräunliche Ton durch das ganze Thal, der durchsichtige, nur mit Lämmerwölkchen gesprenkelte Himmel, und sein Spiegel, der sachte gleitende Fluß, Wald und Höhen — Alles das gab ein entzückendes Bild. Doch nicht diese Zauber lockten die Bommsdorf'schen Gäste in die offene Thür, sondern der Umstand, daß sich drüben im Schloß Jemand am Fenster zeigte. Leider zog sich dieser Jemand wieder zurück, bevor das Opernglas der Majorin und das Fernrohr des Majors zur Hand waren. Aber die Herrin des Hauses, in ihrer Erscheinung ganz das Pendant zum Gemahl, ließ gegen ihren Falkenblick keinen Zweifel gelten. Sie hatte Ihn sofort erkannt. Auch war's ein Fenster des Speisesaals, wo, wie Alle wußten, Er jetzt dinirte, wie Alle bedauerten, Er allein mit dem Oekonomierath.

„Glaub's, daß er nach Luft schnappt," sagte der Doctor. „Meusel wird ihn in Grund und Boden reden."

„Aber Herr Doctor!" schmollte die Majorin, Excellenz luftschnappend — wie ungraziös!"

„Sagen Sie mir nur, warum er nicht die Herren vom Committee zur Tafel lud?!" bat eine verwittwete Stadträthin.

„Na, die offizielle Abfütterung soll ja morgen stattfinden."

„Aber Doctor!"

„Wie schade, daß Excellenz unverheirathet sind!" seufzte ein etwas angejahrtes Fräulein mit kurzverschnittenen Haaren. „Wäre er mit einer Gemahlin gekommen, könnten wir doch auch auf seine Bekanntschaft hoffen! Die Hedwig ist recht beneidenswerth.

„Ah, bah," versetzte die Majorin, „glauben Sie mir, das gute Kind weiß ihr Glück gar nicht zu schätzen."

„Nun, für ein Kind ist sie denn doch nicht mehr jung genug."

„Mein Schützling macht sich aus Männern überhaupt nichts; ich weiß es, ich besitze ihr Vertrauen. Und darin hat sie Recht!"

„Oho! Herr Major haben Sie gehört?"

„Was denn, mein Mäuschen?" frug der Major vom Tische her, wo er sich ein Gläschen Cognac einschenkte.

„Macchiavelli war doch auch Junggeselle, Herr Bezirksvorsteher?" wandte sich der Assessor, die Brauen hochziehend, an seinen Chef. „Das wäre ein neues Moment für die Parallele, die ich zwischen den beiden Staatsmännern zu ziehen gedenke."

„Wenn Sie die Zeit mit solchem Zeug verlieren, begreife ich, wie man in Einem Robber so viele Fehler machen kann.

„Kommt dort nicht der Oekonomierath gefahren? Das Diner ist also zu Ende."

„Gewiß ist er's. Hoffentlich wird er nicht so taktlos sein, vorbeizufahren."

Nein, er war nicht so taktlos. Wenige Minuten später stand Meusel inmitten der Herren und Damen, die ihn alle mit Fragen bestürmten.

„Aber meine Herrschaften!" rief er, auf eine riesige Posttasche klopfend, die um seine Schulter hing, „sehen Sie doch! Ich muß nach Filzburg, zur Bahn — Seiner Excellenz Correspondenz—Sie begreifen! Nicht um die Welt vertraut ich sie einem gemeinen Boten an."

„Seine Correspondenz! Bitte, lassen Sie uns seine Handschrift sehen!"

„Aber meine Damen! Die Discretion—ich kann Ihnen nur die Adressen verrathen. Ein Brief ist an eine simple Frau von Flor, ein zweiter dagegen an keinen Geringeren, als Seiner Excellenz Souverän! Die Consequenzen zu ziehen, muß ich Ihnen überlassen, denn ich habe keine Minute zu verlieren!"

„Wir sehen Sie doch bei der Rückkehr?"

„Geht nicht, um Acht haben sich Excellenz bei mir zum Thee geladen."

„Wieder allein?"

„Ziehen Sie sich einen Schluß daraus...."

Die Aufregung des kleinen Herrn vibrirte in den schon gespannten Nerven der Zurückbleibenden nach. Bommsdorf schwur, man werde innerhalb vierzehn Tagen einen Krieg haben oder könne ihn, Bommsdorf, füsiliren. Das Fräulein mit den kurzen Haaren fand den Thee beim Oekonomierath etwas stark, allein die verwittwete Stadträthin prophezeite, daß Excellenz den Reigen Rumpolzkirchener Thee- und Abendkränzchen morgen bei Majors eröffnen werde, worauf die Majorin sofort nach ihrem Haus-, Küchen- und Kammermädchen stürmte. Der Lehrer, der den freien Nachmittag benutzt hatte, um in der Villa Brommsdorf seine Aufwartung zu machen, redete — es blieb ein Monolog — von der katharrischen Wirkung der Musik im Allgemeinen und von der versöhnenden Einwirkung der Rumpolzkirchener Liedertafel auf das Gemüth des Ministers im Besonderen, wogegen der Major durch die unverzügliche Bildung eines Freiwilligencorps zum Schutz der Grenze auch einem Hohenthal zu imponiren hofft. Der Bezirksvorsteher gerieth mit dem Assessor über Völkerrecht hart aneinander, und der Arzt wünschte alle Diplomaten dorthin, wo der Pfeffer wächst. Kurz, sie waren sämmtlich zwar über die nächsten Zwecke und Mittel noch im Dunkeln, aber darin einig, daß die Tage stiller Beschaulichkeit für Rumpolzkirchen vorüber, und Zeiten des Handelns und ungeheurer Verantwortlichkeit angebrochen seien.

* *

Hohenthal hatte sich von seinen Wirthen mit allem Dank für den heiter verplauderten Abend verabschiedet, der Oekonomierath und sein Mündel waren allein. In seinen Sorgenstuhl zurückgelehnt, blickte ersterer nachdenklich zur Erde, während das hausfräuliche Mädchen zwischen Buffet und Theetisch mit geräuschloser Geschäftigkeit hin und her ging.

„Hedwig!"

„Du wünschest?"

„Wie gefällt dir Herr von Hohenthal?"

Die Gläser auf der Tablette in Hedwig's Hand klirrten leise aneinander. „Wie soll er mir nicht gefallen?" antwortete sie nach einer kleinen Pause. „Du hast dich doch auch überzeugt, daß er ein guter Mensch ist!"

Der Politiker mußte über die Einfalt vom Lande mitleidig lächeln. Als ob für Staatsmänner dieser Maßstab gelte! — Doch sprach er es nicht aus, sondern fuhr fort: „Excellenz war sehr herablassend gegen dich. Fandest du nicht?"

„Mehr als das: er war herzlich gegen uns beide."

„Nein, nein, namentlich gegen dich; erstens, als galanter Edelmann und dann, weil er vor dir weniger, als vor mir auf der Hut zu sein braucht. Ja — was ich sagen wollte — ja, da er dich gerne sieht, so suche so oft als möglich seine Gesellschaft! Gewinne sein Vertrauen! Wir müssen es herausbekommen."

„Was denn, lieber Vormund?"

„Hm, davon ein anderes Mal: Vorläufig — befestige dich in seiner Gunst!"

„Aber Vormund," sagte sie schalkhaft, „besorgst du denn nicht, daß er mir gefährlich werde?"

„Dummes Zeug! Politische Größen sind neutrius generis."

„Was sind sie?"

„Geh jetzt zu Bett, mein Kind!"

V.

Die Spione des Herrn von Meusel.

Etwa zehn Tage nach der Ankunft Seiner Excellenz im Schlosse war's und spät am Nachmittag, als Aloys den Weg in die freiherrlichen Forste einschlug. Wie wenn es Frühling wäre, klang die Luft vom Lied der Lerchen, freilich nur so lang der Wanderer über die Haferstoppeln ging—im Walde umfing ihn traurige Stille, dunkle Schwermuth. Nicht der kecke Wind war's, der die Blätter raubte, der Stamm selbst ließ müde seinen Schmuck entgleiten.

Ob nun der Gedankengang des Aloys mit dem Lebewohlgruß der Feldsänger, der Abschiedsstimmung der Natur zusammenhing oder nicht, auch er, der Gute, dachte an eine Trennung und stellte sich die folgende Frage: „Ob's wohl ein großes Trinkgeld geben wird, wann die Excellenz fortgeht?"

Er beantwortete sie sich mit einem entschlossenen Nein. „Ein flotter Offizier wäre mir viel lieber, als ein berühmter Civilist. Eine Excellenz kann Mehr, als sie gibt; der Lieutenant dagegen gibt Mehr, als er kann."

„Sei's drum! Was an Silber abgeht, kommt an Ehre hinzu. Man hat nicht oft solch eine theure Verantwortung.... Hinwieder findet Excellenz auch nicht alle Tage solchen Nachtwächter."

Er blieb gähnend stehen, sah den Jägerpfad hinab und schritt befriedigt auf dem Wege weiter.

„Ich bin ganz recht — hier ist's, wo sie neulich Holz geschlagen — in fünf Minuten komm' ich beim „Todten Mann" heraus auf die Straße.... Weiter rechts hätte allerdings auch ein Weg zum „Todten Mann" geführt, aber da man, Gott sei Dank, nur einen geben kann — —" Er zog eine altmodische Taschenuhr mit einem Horngehäuse. „Uebrigens hat's noch Zeit."

Aus dem Dickicht führte der Weg in Stangenholz und durch dies zu dem steinigen trockenen Bette eines Gebirgswassers; jenseit stand ein kleines Gehöft, die Waldschenke zum „Todten Mann," und führte ein Sträßlein zwischen dem wieder andringenden Hochwald in die Berge hinauf.

Aloys hatte Durst, und der „Todte Mann," Gott sei Dank, leidlich trinkbares Bier. So trat jener denn, sich bückend, über die demüthige Schwelle des Waldhauses. Die Schenkstube, Einkehr von Jägern, Holzknechten und bescheidenen Wanderern, besaß nur ein Fenster und als Inventar einen einstmals grünangestrichenen Tisch, einige wackelige Brettstühle, einen großen Kachelofen und die Großmutter des Eigenthümers, welche einen unwiderstehlichen Hang nach fremden Bieren und Bierstuben hatte.

„Na Mütterl, wie geht?" rief Aloys in den Dämmer.

„Ein bissel lustig, ein bissel traurig und alleweil ein bissel lahm," antwortete „Mutterl", hinter dem Ofen hervorhinkend.

„Nun, Gott sei Dank. Ihr seht recht klapprig aus, doch wenn nur das Herz jung bleibt! Wie steht's mit dem Trunk?"

„Ig, gestern hatte er ihn wieder stark beim Wickel. Franz, sag' ich, trinken sollst du, aber was zu viel ist, ist zu viel."

Ah so, Euer Franz! Eine gute Seel'! immer besorgt, daß andern Wirthen das Bier nicht sauer wird. Wie lange lauft's denn schon bei Euch?"

„O, seitdem sie drüben die Eisenbahn bauen, steht der Hahn nicht still!"

„Mutterl, wenn's nur wahr ist!"

„Möchte mich ja Sünden fürchten—einem Herrn aus dem Schloß...."

Eben hielt Aloys das Glas mit dem goldbraunen Naß prüfend gegen das Fenster, als Etwas die ohnehin halb blinden Scheiben verfinsterte.

„Holla hopp, Alte!" klopfte Jemand an die letztern an. „Habt Ihr seit Johanni wieder 'mal frisch angezapft?"

„Die Trompete kenn' ich; die gehört unserm Gottlieb," sagte Aloys und that einen langsamen, aber auch tiefen Zug.

„Der Kutscher Gottlieb? Der auch? Nein, die Ehre!" schlug die Alte die Hände zusammen und humpelte dem neuen Gast entgegen.

Der blieb, sobald er Aloys gewahrte, mit einem herben Fluch wie angewurzelt stehen.

„Aloys!? wie kommst denn du her?"

„Auf denselben Rappen, die dich gezogen haben."

„Ja, da schlage doch gleich — Alte, mir auch eins!"

„Gehst wohl gleich wieder fort?"

„Wie so? bin ich dir im Licht? Mir gefällt's hier sehr gut." Damit ließ er sich wuchtig auf einen Stuhl nieder und sah den Anderen aus dunklen, man hätte sagen mögen stachligen Augen trotzig an.

Geraume Weile saßen sie schweigsam trinkend. Gottlieb hob zuerst wieder an. „Sagt Excellenz gestern zu mir: „Gottlieb, was macht die Fuchsstute?" Weiß der noch, daß daß ich ihm vor etwa acht Tagen erzählt habe, daß unsere Fuchsstute lahmt. Ein kreuzbraver Herr!"

„Wie kommst du plötzlich auf die Excellenz?"

Jener sah erstaunt auf Aloys, dessen Gesicht jedoch niemals Etwas verrieth. „Ja, wie komm' ich darauf? Wie man eben auf Etwas kommt, an das man denkt."

„So, so? und grade jetzt und hier! Höre, die Sache scheint mir verdächtig."

„Hoho! Vergiß nicht, ich habe gedient."

„Ich auch, wenn auch nicht beim Militär."

„Ich war Fuhrweser."

„Man merkt's."

„Mordelement! — aber — mich bringst du heute nicht auf; ich habe Wichtigeres im Kopf."

Aloys, der mit beiden Armen auf dem Tisch lehnte, beugte sich schadenfroh vornüber. „Sollst wohl hier umherspioniren?"

„Wer sagt dir das?" fuhr der Andere dunkelroth empor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Unterhaltung mit Hoffmann von Fallersleben.

Im alten heiligen Köln war es, an einem Juli-Nachmittage des Jahres 1866. Sengend strahlte die Sonne auf das berühmte Hühneraugenpflaster der altmodischen Winkelgassen. Kein kühlender Lufthauch regte sich. Der gewaltige Steinriesenkörper des Domes glühte wie ein Ziegelofen. Dennoch rannte ich mit meinem lieben Freunde, dem Componisten W., der sich damals eben im Vollgenuß der Frankfurter Mozart-Stiftung befand, in wahrem Sturmlauf an dem erhitzten Vernunftzwinger vorbei dem Central-Bahnhofe zu. Unsere Uhren zeigten nur noch eine Minute bis zur Ankunftszeit des Zuges, womit von Crefeld aus Hoffmann von Fallersleben eintreffen sollte; und wie hätten wir uns bei einer solchen Gelegenheit eine Vernachlässigung der Höflichkeitsformen auf den Hals laden dürfen! Selbst die tropische Hitze würde zur Entschuldigung nicht ausgereicht haben.

Ich kannte den berühmten Barden bisher nur aus seinen Werken und einigen mündlichen Mittheilungen von Wolfgang Müller von Königswinter. W. war das Schicksal freundlicher gewesen. Leicht erklärlich also, daß meine enthusiastische Neugier und meinen langen Beine der weniger ausdauernden Gangart des bequemeren Freundes schließlich einen gewissen Vorsprung abgewannen. Dem Portal des Bahnhofs entgegeneilend, fiel mir schon von weitem eine wunderliche Greisengestalt auf, die, unbekümmert um die ab- und zudrängenden Passagiere, in der großen Mittelthür breit und fest Posto gefaßt hatte. Den hünenhaften Körper in eine graue Joppe und dito Pumphosen gehüllt, das weißbartumrahmte Antlitz von einem breitkrämpigen Filzhut beschattet, über die mächtige Schulter einen langen Plaid geworfen, in der Rechten einen höchst respecteinflößenden Eichenknittel — so stand der Mann starr und unbeweglich, fast anzusehen wie ein maskirter Riesengenius der Industrie, der sich durch das prachtvolle Sommerwetter zu einer Vergnügungstour hatte verführen lassen. Im Nähertreten bemerkte ich, daß der alte Recke lächelte. Es war ein so eigenthümliches, mit sich und Gott und der Welt zufriedenes und doch wieder Gott und der Welt überlegenes Lächeln, wie ich es bis dahin noch bei keinem Sterblichen geschaut und auch später nur auf einem einzigen Gesichte wiedergefunden habe, auf dem Gesichte unseres lebenskräftigen Emil Rittershaus nämlich, wenn er im Kreise guter Freunde hinter einem Glase guten Weines die Zollfreiheit seiner Gedanken proclamirt.

Ich würde indeß lügen, wenn ich sagte, daß mir im gegebenen Augenblicke dieses Lächeln besonders gefallen hätte. Im Gegentheil, es choquirte mich sogar etwas, weil ich dachte, der Alte lächle über mein echauffirtes Aussehen. Eine Mißachtung oder Bespöttelung unseres Exterieur dünkt uns in gewissen Situationen ja beiweitem verletzender, als eine Bespöttelung unseres Interieur. Denn es gibt Situationen, worin wir von der Höhe unserer Mission und persönlichen Bedeutung so durchdrungen sind, daß wir wähnen, Jedermann müsse uns dieselbe vom Rockkragen ablesen können. Was aber wäre damals wohl geeigneter gewesen, meiner jugendgrünen Menschenwürde einen wichtigeren Begriff von sich beizubringen, als das Bewußtsein, im nächsten Moment einem der besten vaterländischen Poeten nahezutreten!

Hoch erhobenen Kopfes, wanderte ich also etwas mäßigeren Schrittes mit einem hinlänglich würdevollen Blick an dem lächelnden Alten vorbei, hatte aber kaum ein paar Schritte vorüber gethan, als auch schon die unmusikalische Stimme meines musikalischen Freundes laut hinter mir her schrie. Mich umwendend, sah ich den greisen Mann raschen Fußes W. entgegeneilen, ihn mit einem herzlichen: „Lieber Leonhard!" in die Arme schließen und auf die Wange küssen. Ich war wie niedergenonnert. Doch was blieb mir übrig? Ich that das, was tausend Andere bei ähnlichen Gelegenheiten ebenfalls thaten, faßte mich, so gut es ging, und warf meinem Gesicht eine möglichst angenehme Vorstellungsmiene über.

„Wir kennen uns ja schon!" sagte Hoffmann schelmisch, indem er mir die Hand schüttelte.

„Sie haben wohl seine Gedichte gelesen?" bemerkte der arglose Freund, dessen Herz noch in unbesonnener Freude nachzitterte, daß es mir kürzlich gelungen, einige semmelblonde Lieder in ein obscures Tagesorgan einzuschmuggeln.

„Dichter!?" rief der Alte mit einer lustig-pathetischen Geste und streckte mir, ohne auf die neugierigen Blicke der Vorübergehenden zu achten, von neuem seine kräftige Rechte entgegen. „Seien Sie mir doppelt willkommen!"

Dem unschuldigen W., der mich so urplötzlich von des Schusters Rappen auf den Pegasus gehoben, einen nicht besonders dankbaren Blick zuwerfend, schlenderte ich mit dem sonderbaren Paare — denn auch W. bot durch seine schwerfällige Gangart und sein würdiges Embonpoint, das mit seinem jungen Bartflaum in etwas grellem Contrast stand, eine ziemlich originelle Erscheinung — gemächlichen Bummelschrittes die Straßen entlang. Hoffmann äußerte den Wunsch nach Schatten und einem Glas Bier, und bald saßen wir in einer verhältnißmäßig kühlen Jasminlaube des früheren Pick'schen Gartens auf gemächlichen Holzstühlchen, vor uns die schäumenden Seitel.

Das Gespräch drehte sich zuerst um — die Composition lyrischer Gedichte. W. hatte auf den Wunsch des Dichters für eine Schulliedersammlung — ich weiß nicht mehr welche — einige Kindergesänge Hoffmann's componirt und erhielt dafür reichliches Lob.

„Lieder müssen gesungen und volksmäßig gesungen werden, wenn sie ins Volk kommen sollen!" sagte der Greis in apodiktischem Tone und zog dabei aus seiner Brusttasche ein wahrhaft antediluvianisches, höchst umfangreiches Notizbuch hervor. Mir behagte der Ausspruch nicht recht, weil ich zur Zeit gerade die Gesänge von Schumann und Brahms studirte und über das Lied und seine Wirkung aufs Volk so meine eigenen Gedanken besaß. Ich fand aber keine Gelegenheit und — offen gestanden — auch keinen Muth, meine Meinungen laut werden zu lassen. Hoffmann kramte eine Weile in dem schäbigen Notizbuch herum und händigte dann seinem jungen Freunde ein Päckchen neuer Gedichte ein, „Zeitgedichte," wie er sagte, deren baldige musikalische Umdichtung er W. eifrig ans Herz legte. Er verbreitete sich dann in äußerst redseliger und ziemlich sachkundiger Weise über die Compositionsart, die er bei seinen Liedern befolgt wünschte, wobei er unsere nationalen Volksmelodien als Muster aufstellte.

Ich nahm nur als stumme Person an dem musikalischen Discurs Theil. Es befremdete mich, daß der Dichter der „Hoffmann'schen Tropfen" unter den waltenden wirren Zeitverhältnissen Lust und Muße zu einer so absolut friedlichen Auseinandersetzung finden konnte. Einen Monat vorher war die Kriegserklärung Preußens an Oesterreich, im Mai das Attentat Cohn erfolgt; unsere Verwandten und Freunde standen unter verderblichstem Kugelregen in Feindesland, und hier saß einer unserer begeistertsten Freiheitssänger ruhig hinter einem Glase Bier und kramte vor zwei kunstverwandten Gelbschnäbeln seine Ansichten über Volksgesang aus. Und da sollte noch Einer für die Solidarität der menschlichen Interessen schwärmen!

Mit einem heiteren: „Sie dichten also auch? Dann müssen Sie mir aber etwas vortragen!" unterbrach der lebhafte Sänger meine Meditationen. Durch das Unvermuthete der Aufforderung war ich nahe daran, mir ein Ridicule zu geben. Glücklicherweise erinnerte ich mich jedoch im entscheidenden Momente des bekannten Wortes von Kant, wonach derjenige, welcher etwas erreichen wolle, ein gewisses edles Vertrauen in seine Kräfte setzen müsse, und begann also — nicht ohne eine kindisch-boshafte Nebenabsicht auf die Seelenruhe Hoffmann's — mit gottesfürchtiger Dreistigkeit einige politische Daktylen zu deklamiren, die in ihrem erfundenen Strophenbau meine damaligen, höchst demagogischen Raisonnements umschlossen. Es waren vier dithyrambische Apostrophen an das Lied, die Völker, die Pfaffen und die Fürsten. Meine ganze Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen schäumte darin über, wie die Milch in der Pfanne. Denn — daß ich es nur gleich gestehe — ich war damals ein enragirter Feind Bismarck's trotz dem hartköpfigsten Feudalen, und unsere heutigen Ultramontanen würden mir sicherlich, wenn sie mich gekannt hätten, vollen Beifall gespendet haben.

Als der Vortrag zu Ende war, blickte ich erwartungsvoll zu meinem Publicum auf. W. stierte in tiefer Gedankenlosigkeit auf das vielgeliebte Seitel. Der Professor schaute lächelnd nach der anderen Seite der Laube, wo die dichten, sonnengoldgerandeten Blätter leichten Schatten beherbergten.

„Sie sind ein schlechter Politiker, junger Freund, und ich wette meinen Kopf darauf, daß Sie in Ihrem Leben noch wenig Zeitungen gelesen haben." Also sprechend, hob Hoffmann seinen Pocal in die Höhe, warf einen vergnügten Blick nach dem Farbenprisma, das die Sonne durch das geschliffene Glas auf den weißen Tisch zauberte, that einen tiefen Schluck und richtete dann seine dunklen, feurigen Augen, Antwort erwartend, fest auf meine Nase.

Ich hätte in dem Augenblicke willig ganz Hannover verschenkt, um ein Eingeständniß meiner Schwäche zu vermeiden. Aber was war zu machen? Der Alte hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Meine Einsicht in die Ziele preußischer Politik lag an jenem Tage wirklich noch in den Windeln; mein theures Ich befand sich noch in jener glückseligen Dusel-Epoche, worin der Brutus dem Cäsar ohne Barmherzigkeit den Dolch in den Nacken stößt, das Gemüth dem Verstand hochmüthig über den Kopf schaut und die Entzifferung irgend welcher geheimnißsicheren Stelldichein-Annonce uns ungleich höheres Vergnügen gewährt, als der Genuß der sachkenntnißreichsten officiösesten Leitartikel. Widerwillig doch nothgedrungen mußte ich also meiner Politikerwürde ein beschämendes Testimonium paupertatis ausstellen. Hoffmann war aber gutmüthig genug, es zu überhören.

„Wir müssen diesen Krig haben!" sagte er, „und wir werden am Ende noch einer Wiederholung desselben bedürfen, ehe wir dazu kommen, uns als Volk zu fühlen! Ihre Gedichte gefallen mir als Gedichte ganz gut, besonders das Metrum prägt sich schnell ein und ist für den Zweck, den Sie bei den Liedern im Auge haben, trefflich erfunden. Aber der Zweck selbst ist ein verfehlter. Sie stecken ja noch mit Leib und Seele im Jahre Achtundvierzig! Glauben Sie mir, wir können Gott loben, daß wir es hinter uns haben!"

All diese Aeußerung wurde mit einer so treuherzigen, modulationsfähigen Baßstimme, mit einem so liebenswürdigen, von jeder Docenten-Unart freiem Selbstbewußtsein ausgesprochen, daß man die Entschiedenheit, welche sich in ihnen verkündete, kaum empfand, geschweige denn sich von ihr abgestoßen fühlte. Ich mochte aber die halb verlorene Position noch immer nicht ganz aufgeben. Erstens weil meine Eitelkeit etwas verwundet war, und zweitens weil ich zur Stunde die Aussprüche des herrlichen Mannes mit seinen Werken schlechterdings nicht vereinen konnte. In emphatischem Tone faselhannste ich noch eine kleine Weile über „Despotenthum," „Unverträglichkeit des Krieges mit der Civilisation," „Völkerrecht und Herrscherpflicht" — Alles Themata, bei deren Behandlung ich stark gegen die Regeln des Donat gesündigt haben mag — und verstummte dann. Ich fand gar keinen Widerspruch mehr. Hoffmann hatte sich während meiner Rede ein drittes Glas Bier bestellt, seine Joppe weit aufgeknöpft und schmunzelte still in sich hinein.

„Sie müssen Zeitungen lesen, lieber Freund!" sagte er und wendete die Unterhaltung dann auf meine poetischen Bestrebungen zurück. Die Scylla meiner Dichterhoffart schien ihm wohl weniger gefährlich, als die Charybdis meiner politischen Unreife.

Beim Abschied mußte ich ihm versprechen, ihn gelegentlich einmal zu besuchen und ihm eine Auswahl meiner Dichtungen zuzusenden. Das letzere habe ich treulich befolgt und vielen Nutzen dadurch erfahren. Der versprochene Besuch wurde mir leider unmöglich gemacht. Ich habe den originellen, sangesfesten Wanderpoeten nie mehr wiedergesehen.

Trotzdem hat sich seine Gestalt und die kurze Plauderei, dich ich mit ihm pflog, unauslöschlich mir eingeprägt. Ein kleines Briefbogen-Quartblatt, das er mir bei jener Gelegenheit schenkte, bildet einen der liebsten Gegenstände meiner kleinen Autographensammlung. Es ist für mich und — wer weiß! — vielleicht auch für Andere verhängnißvoll geworden; denn sein Inhalt gab mir den nachhaltigsten Anstoß, durch Bereicherung meines eigenen Geistes den anfangs verschleierten Geist der politischen Urtheile des Dichters nachträglich zu enthüllen, mich über die Stellung zu unterrichten, welche man in den Staatshändeln der Gegenwart zu behaupten hat, kurz, meine Aufmerksamkeit gründlich der Tagespolitik zuzuwenden.

Noch sehe ich ihn vor mir, den silberhaarigen Sänger-Recken, wie er in der grünen Laube mit seinem Bleistift auf die Rückseite des Blättchens in lateinischen Drucklettern seine Adresse: „Schloß Corvey, Station Höxter" hinmalt und mit seiner breiten, mächtigen Hand das Papier mir über den Tisch reicht. Sie wird sich Niemandem mehr entgegenstrecken, diese markige Hand! — —

Die Vorderseite des Blattes trägt ein mit altmodischen, knorrigdeutschen Buchstaben geschriebenes Lied, knorrigdeutsch wie der Mann, der es sang. Das Papier ist schon etwas gelb geworden, die Tinte verblaßt im Laufe der Zeit; auch ist das Lied nicht reich an besonderen lyrischen Schönheiten — und doch wird sein Inhalt frisch, jung und lebendig bleiben, so lange es Deutsche gibt, die sich ihres Vaterlandes bewußt und entschlossen sind, zu seinem Besten zu leben, zu leiden. Denn leben ist leiden lernen. Das Gedicht heißt:

Unser Panier.

Deutschlands Einheit, Recht und Freiheit
Steh'n auf unserem Panier,
Und mit diesem Zeichen kämpfen,
Siegen oder sterben wir.
Unser Wort und uns're Ehre
Haben wir gesetzt zum Pfand,
Und der Sieg, er muß uns werden,
Denn es gilt für's Vaterland.
Muthig vorwärts! immer wieder
Trotz der Feinde Spott und Hohn!
Groß ist unser Müh'n und Ringen,
Aber größer unser Lohn.
Deutschlands Einheit, Recht und Freiheit!
Diesem Ziele zugewandt
Rufen wir in Glück und Unglück:
Heil dir, deutsches Vaterland!

Joseph Schrattenholz.

Feigheit der Hyäne.

Bei uns hat man keinen Begriff davon, wie wenig furchtbar und gefürchtet dieses als so blutdürstig verschrieene Thier in seiner Heimath eigentlich ist. Die Araber in Algerien suchen sie in ihren Höhlen auf, verstopfen die Oeffnung mit ihrem Burnus und knebeln das durch die Finsterniß geängstigte Thier mit großer Leichtigkeit, ohne daß es den geringsten Widerstand versuchte. So zahlreich die Hyänen auch sein mögen, so hat man doch kein Beispiel, daß je ein lebender Mensch von ihnen angefallen worden wäre. Nicht selten zähmt man die Hyänen, so daß sie gleich den Hunden frei umherlaufen und eilig herbeikommen, sobald sie gerufen werden. Einen Aberglauben hegt selbst der gebildete Araber hinsichtlich dieses Thieres; er ist nämlich fest überzeugt, daß der Genuß des Hirnes der Hyäne unfehlbar Wahnsinn und Tod nach sich zieht. Darum wird er auch, sobald er sie tödtet oder todt auffindet, jedesmal ihr den Kopf sorgfältig vom Rumpfe trennen und ihn tief in die Erde vergraben. Obgleich das Fleisch der Hyäne einen wilden unangenehmen Geschmack hat, wird es doch von den nomadisirenden Arabern in der Sahara verzehrt. — Wegen ihrer Feigheit wird die Hyäne verachtet und mit Windhunden gejagt; der Araber hält sie keines Schuß Pulvers werth. Ihr Fell bringt nach dem dortigen Volksglauben Unglück und darf in kein Zelt gebracht werden.

Zur Geschichte der Witzblätter.

Witzblätter und Karikaturen politischer Art sind keineswegs, wie man oft annimmt, Kinder der neuen Zeit, Deutschland hat dieselben schon im 16. Jahrhundert gehabt, und das Zeitalter der Reformation war sehr reich an derartigen Erzeugnissen des Humors. Noch zu Anfang des dreißigjährigen Krieges war Deutschland mit Flugschriften und Karikaturen überschwemmt, die theils mit den Fragen des Tages, theils mit hervorragenden Persönlichkeiten in witziger Form sich beschäftigten. So war unter anderen nach der Schlacht am weißen Berg ein Spottbild auf die unglückliche Königin von Böhmen, Elisabeth von der Pfalz, sehr verbreitet, auf welchem die erlauchte Frau dargestellt war, wie sie auf der Landstraße eine Schaar Kinder aus irdener Schüssel mit dem Kinderbrei fütterte, während ihr die beiden anderen an der Schürze hingen. In den späteren Jahren dieses langen Krieges wurden die Spottbilder immer seltener und hörten endlich ganz auf, um von da an in deutschen Landen gänzlich zu verschwinden. Zu dem Humor gehört Behagen, und das war in dem grenzenlosen Elend des dreißigjährigen Krieges auf Jahrhunderte hinaus abhanden gekommen. Erst die neue Zeit fand ihn wieder, und seit 1848 treibt er üppige Blüthen in zahllosen Witzblättern.

Eine Prophezeiung.

Vater Tranquil Wolfgang, aus England gebürtig, der im Juni 1873 im Franziskanerkloster zu München gestorben ist, hat nachstehende Prophezeiungen vom Jahre 1874 bis 1890 hinterlassen: 1874: Befestigung der spanischen Republik. — Unzufriedenheit in Frankreich.—Allgemeine Rüstung in Italien. — Ein neues Staatsoberhaupt in Frankreich. — Tod Pius IX. — 1875: Krieg zwischen Italien und Frankreich. — Die italienischen Heere belagern Paris. — Niederlage der französischen Armee. — Italienische Besetzung Algiers. — Nationale Volksabstimmung in Korsika, Nizza und Savoyen. — Ueberschwemmungen in Oesterreich. — 1876: Im Monate März ergibt sich Paris. — Friedensratifikation in Korsika. — Korsika, Nizza und Savoyen werden dem Königreich Italien einverleibt. — Revolution in Spanien und Fall der dortigen Revolution in Spanien und Fall der dortigen Regierung. — Die Pest in Rußland. — Prinz Friedrich deutscher Kaiser. — Revolution in England. — 1877: Kommunismus und Hungersnoth in Frankreich und Spanien. — Europäischer Kongreß in Rom. — Der neue Papst versöhnt sich mit Italien. — Allgemeine Bewaffnung in Europa. — Frankreich in vier Reiche zertheilt, — Ueberschwemmungen und Orkane in Italien. — Unerträglich strenge Kälte in Deutschland. — 1878: Ein neuer europäischer Kongreß in Berlin. — Tod der englischen Königin Viktoria. — Neue Regierung in Spanien. — Die Christen in der Türkei befreit.—Unzufriedenheit in Portugal, Polen und Ungarn. — Cholera in Frankreich. — In Bayern wird ein Mittel gegen die Cholera entdeckt. — 1879: Größe Stürme in England. — Allgemeiner Frieden. — Allgemeine Waffenabrüstungen und große Entdeckungen zu See. — Strenge Maßregeln gegen Jene, welche die Regierungen aufhetzen und gegen Jene, welche Völker aufwiegeln. — der Papst wehrt sich gegen Suprematie, reformirt die Kirche und hebt den Jesuiten-Orden auf.—1880: Neue Friedensära. — Tod des russischen Czars. — Verbrüderung der Nationen.—Aufblühen der Landwirthschaft, der Arbeit, Gewerbe und des Handels. — Wichtige Erfindung in München. — Ganz Europa glücklich. — Der Papst segnet die Völker und der Friede währt bis zum Jahre 1890.

Die entsetzliche Vinnie Ream spukt wieder in Washington. Das dortige „Journal" meldet: „Fräulein Vinnie Ream möchte gerne die Statue des Admirals Farragut in Marmor oder Bronze ausführen und macht deshalb große Anstrengungen, den Contract von dem Committee zu erhalten, welches aus den Herren Robeson, Gen. Sherman und Frau Farragut besteht. Das „Capital" hat keinen hohen Begriff von dem Talent und dem Kunstverständniß der Commission, indem es sagt: „Frau Farragut mit General Sherman und Sekretär Robeson verstehen ungefähr so viel von Kunst, wie ebenso viele — Kühe." Trägt Vinnie den Sieg davon, so wird sie von Frau Farragut die alten Hosen und Stiefel des Admirals bekommen, mit welchen die junge Bildhauerin nach Italien gehen und irgend einen Steinhauer anstellen wird, um die Statue auszumeißeln."